

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 194

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Arthur Brown (links) und Helmut King.

Bild: Kurt Bracharz

VORARLBERG

Höllener in Hard

Anfang September trat Arthur Brown in Hard auf. Was? Wer? Wo? Hard: 13'000 Einwohner, Marktgemeinde am österreichischen Bodensee-ufer. Arthur Brown: The God of Hellfire. Nie gehört? Das ist eine Altersfrage. 1968 hatte die Band «The Crazy World of Arthur Brown» den Welthit «Fire», den man sich heute auf Youtube ansehen und anhören kann. Die Single war freilich nur ein One-Hit-Wonder. Der Sänger Arthur Brown kam trotz seiner mehrere Oktaven umfassenden Stimme weder mit dieser noch mit irgendeiner anderen Band jemals wieder in die Charts. Aber seine nicht nur für damalige Zeiten extreme Bühnenshow wurde zum Vorbild für Bands wie Alice Cooper und wahrscheinlich auch für Marilyn Manson. Für seinen Hit («I am the God of Hellfire and I bring you – Fire!») trug Brown eine Vorrichtung auf dem Kopf, aus der meterhohe Flammen schlugen (klar, dass er damit einmal die Bühne ankokelte). In Frankreich entkleidete er sich während seines Auftritts vollständig, damals auch noch nichts Alltägliches.

Jetzt ist Arthur Brown 68 Jahre alt und tanzt nicht mehr ganz so derwischhaft wie einst im Mai 1968 – aber er hüpfert noch immer heftig über die Bühne, springt runter und mischt sich unters Publikum. Und mit seiner Stimme stellt er nach wie vor Beeindruckendes an. Vor allem aber machte er in Hard, wo zu dem Konzert der Hamburg Blues Band feat. Chris Farlowe, Clem Clempson & Arthur Brown eher ein überschaubares Häuflein als eine brodelnde Masse erschienen war, gar nicht den Eindruck, angefressen durch die Provinz zu tingeln. Er war gut drauf, wie ich vor dem Konzert feststellen konnte, als der Künstler Helmut King und ich ihn in Kings Atelier abschleppten.

Der Grund dafür war, dass Arthur eine Zeit lang zusammen mit Jimmy Carl Black, dem Schlagzeuger der Mothers of Invention, in Texas

ein Maler- und Anstreicherunternehmen betrieben hatte, als beide eine Zeitlang kaum noch Geld mit Musik verdienen konnten. Arthur Brown war branchenüblich bei den Tantiemen für «Fire» betrogen worden und Frank Zappa hatte seine Musiker finanziell äusserst kurz gehalten. Helmut King hatte eine Mappe mit Siebdrucken für den inzwischen verstorbenen Jimmy Carl Black gemacht, die bei der Zappanale in Bad Doberan voriges und dieses Jahr zu sehen war. Und Jimmy hat ihm unter anderem einen Tischfussballtisch mit «Indianer»-Motiven signiert. Da Kings Atelier in Hard wirklich nur zwei Ecken vom Veranstaltungsort des Konzerts entfernt war, lauerten wir Brown beim Soundcheck auf und baten ihn um seine Unterschrift zu jener von Jimmy auf einem anderen Tischbein, um die ehemalige texanische Anstreicherfirma autogrammmässig komplett vertreten zu haben. Brown, heute zivil ein nur noch geringfügig exzentrisch wirkender britischer Rucksacktourist fortgeschrittenen Alters, war sofort einverstanden, kam mit, signierte und sah sich mit sichtlichem Vergnügen ziemlich lange Kings Kunst an. Der emeritierte Gott des Höllener lehnte jedes Feuerwasser ab, zu dessen Konsum ich ihn zu bewegen versuchte – immerhin Single Malt der besseren Sorte.

Am Abend heizten dann Chris Farlowe, mittlerweile auch schon siebzig geworden, Clem Clempson und die Band recht kräftig ein; und zuletzt – wie angekündigt – kam Arthur Brown auf die Bühne. Mit einer Art Kaftan und einem grossen Stock als Priester einer antiken Religion verkleidet. Zunächst legte er mit einer Basstimme los, die sich mancher Death-Metal-Sänger wünschen würde, er tanzte auf der engen Bühne, jodelte in höchsten Tönen, stieg zum Publikum herunter und sang zuallerletzt – was wohl? – seinen All-Time-Hit «Fire». Ich fand es – wie man bemerkt haben wird – ausgesprochen inspirierend. In jener Nacht summt ich vor dem Zähneputzen: I am the God of Tap Water and I bring you – Water!

KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

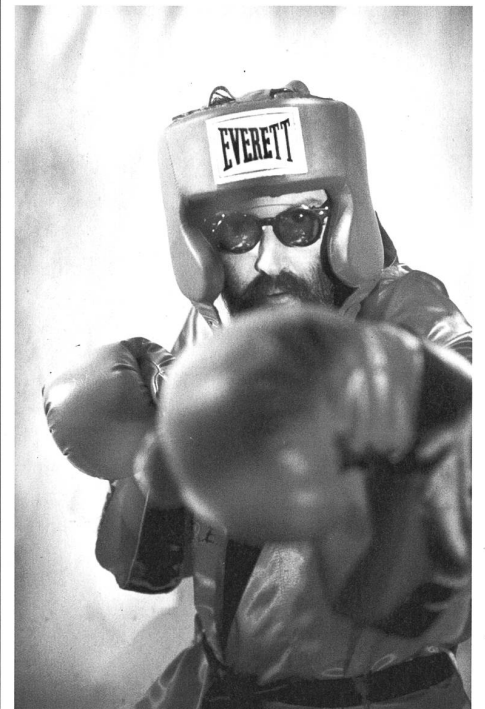
WINTERTHUR

Beim Preisboxen

Trotz aller Enttäuschungen sind die Musikfestwochen ein Jahreshöhepunkt. Wer einen beliebigen Anlass braucht, um unter Leute zu gehen, stellt sich Ende August ab sechs Uhr abends in die Steinberggasse. Jetzt, nach den Sommerkapaden in einer letzten Leichtigkeit noch einmal raus in die Abende, die ein sorgloses Rum-

stehen verzeihen; weil es noch nicht kühl ist und die Sommerlaune das Leistungsvermögen anstachelt. Auf dieser Promenade des Gutgewöhnten liegt jeweils ein Bier mehr drin; oder jedenfalls das eine, das man sonst so selten unter der Woche ... Dann, man hat diese liederliche Routine schon richtig lieb gewonnen, stehen die Grosskonzerte an. Alle Beschaulichkeit ist hin, die Steinberggasse eine abgesperrte Zone, und darin soll nun noch wirklich etwas passieren: mit den Auftritten von Black Rebel Motorcycle Club und Eels.

Weil Rockmusik ohne Zwischenraum in steter Volldynamik sich selbst den Weg verstellt, waren die einen (BRMC) eine Enttäuschung. Da konnte der Mann am Bass noch so darauf dringen, was denn nur dem eigenen Rock'n'Roll zugestossen sei (Whatever happened to my Rock'n'Roll). Von wegen sich einer «new religion» anschliessen. Es schien, der Herrgott wolle es nicht Rock sein lassen, nicht hier und jetzt. Auch die anderen (Eels) haben enttäuscht – mit dem Unterschied, dass bei ihnen Enttäuschung Programm hat. Er habe eine Kollegin, so sagte mir während des Bühnenumbaus ein Freund, die wisse im Grunde genau, dass es Eels live nicht bringen, und dennoch habe sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Und genau so, wie diese Kollegin zweiten Grades es schon wusste und doch hoffte, sollte es an diesem Abend kommen. Frontmann Mark Oliver Everett führt gleich im Opener (Prizefighter) vor,



Everett von Eels mit anfänglich starkem Punch.

Bild:pd

dass er über Punch verfügt wie nie. Zugleich deutet er, obwohl er sich in die existentiellen Karten blicken lässt wie kein zweiter, an, wie ausgebufft er ist. Im weiteren Verlauf sollte sich Everett dann zwischen den Unwägbarkeiten des Moments, dem Wettgeschiebe der Publikumsbewertungen und den eigenen Täuschungsmanövern zunehmend aufreiben: drei Dinge, die am Anfang noch zur Deckung kommen; in den bärtigen Visagen, im «Achtung-fertig-los!» und im wohlgesetzten Spieß.

Hoffnungen lassen sich im Anfang und in der Überraschung immer leicht machen. Da, wo der Platz auf der Bühne wie selbstverständlich plötzlich besetzt wird, wo einer aus dem opaken Raum der Erwartungen kommt und als herausragende Eigenschaft geltend macht, dass er nun einfach mal da ist – im weissen Overall, mit Sonnenbrille, Vollbart und Piratentuch, abgehalftert und auferstanden: ein Preisboxer. Mit der Zeit muss man sich aber eingestehen, dass die Präsenz des Beginns nicht anhält, sondern einen Aufschub, ein «Noch-nicht» mit sich bringt.

Eels' Auftritt ist einer Dynamik aus Versprechen und Versagen verpflichtet. Wie ein alter Boxchampion, der in den Ring zurückkehrt und allen suggerieren muss, dass er immer noch der Grösste ist, legt Everett sein ganzes Gewicht in seine Schläge. Schliesslich aber torkelt er durch den Ring und muss erkennen, dass er sich zu sehr verausgabt hat. Nun ja, zum Schluss könnten andere Formen der Enttäuschung drinliegen, als dem Schöpfer zu danken (Mystery of life) und von technischen Problemen geplagt abzuziehen, aber Everett versteht sich halt aufs Nicht-Erfüllen und hats dazu noch mit der Schnoddrigkeit. Es ist, als variere er eine einzige Botschaft: «Lasst, die ihr hier seid, alle Hoffnung fahren!» Aber man will die Hoffnung stets von neuem fassen, wenn einer davon kündigt, ein Prizefighter zu sein, und wie zum Beweis die plumpen Fäuste schwingt.

WENDELIN BRÜHWILER, 1982,
mochte Eels schon immer.

SCHAFFHAUSEN

Die Spar-Sekte motzt weiter

Der kulturelle Sommer in Schaffhausen war ziemlich reichhaltig. Vom Punk-Openair übers Sommertheater via Stadt-Festival bis zum Ostschweizer Jodlerfest war für alle etwas dabei. Nur in der öffentlichen Debatte wurde Kultur meist nur im Zusammenhang mit «sparen!» thematisiert. Eine jungfreisinnige Volksinitiative forderte von Stadtrat und Parlament solcherlei Kosteneinsparungen vorzunehmen, dass die Stadt bis in fünf Jahren auf fünfzehn Prozent der Steuereinnahmen verzichten kann. Sparpotenzial wurde vielerorts ausgemacht: Zehn-Minuten-Takt im innerstädtischen Busverkehr – unnötig! Nach dreissig Jahren ein neuer Arbeits-

tisch für den Finanzreferenten – Luxus! Hallen für neue Kunst – zumachen!

Die Wogen gingen hoch. Schaffhausen wurde – in Anlehnung an das Motto des Standortmarketings «Schaffhausen – ein kleines Paradies» – als «kleine Steuerhölle» dargestellt. Dem Stadtrat wurde vorgeworfen, Geldverschleuderung zu betreiben (jede Minute 400 Franken), nicht zuletzt bei den eigenen Salären. Ein Totschlägerargument. Die attackierte Exekutive reagierte betupft und weinerlich.

Irgendwie kriegte die Diskussion die Kurve nicht und wurde immer absurder. Ein Leserbrief («Schuldenwirtschaft!») wurde von einem Plakat abgelöst (brennende Banknoten) und dieses wiederum von einem Leserbrief («Überverwaltung!»), dann wieder ein Plakat (Pacman frisst Münzen). Jungfreisinnige Exponenten dozierten öffentlich, das Museum könne zugemacht werden, man selber gehe nach London ins Museum. Der 21-jährige Bruder eines jungfreisinnigen Grossstadtrates, wohnhaft bei der Mutter, versteifte sich in einem Leserbrief sogar auf die Aussage, seine Kollegen befänden sich alle in der «Nestbauphase» und würden sich nach geeignetem Bauland umsehen –, aber natürlich nicht in der kleinen Steuerhölle.

Proportional zum sinkenden Anstand stieg der Widerstand. Wenige Wochen vor der Abstimmung starteten sogar die Kulturveranstalter eine Kampagne gegen den drohenden kulturellen Kahlschlag. – Ein ziemlich seltenes Vorkommnis in Schaffhausen, denn Politik ist normalerweise zu schmutzig für Kulturkreise.

Nachdem aufgedeckt wurde, dass die Verfächter der Steuersenkungsinitiative ständig mit falschen Zahlen operierten und sie sich in der Folge weigerten, öffentlich aufzutreten, wenn ein Mitglied des Stadtrates zugegen war, konnte die Abstimmungsniederlage für die Jungfreisinnigen erahnt werden. Zur Sekte degradiert war nur noch hin und wieder ein Querschläger aus der selbst gewählten politischen Isolation zu vernehmen.

Tatsächlich erteilte das Stimmvolk der Initiative eine Abfuhr, beachtlich, wenn man bedenkt, dass Steuersenkungen in der Regel zum Vornherein siebzig Prozent Befürworter finden. Auch die Jungfreisinnigen schienen sich beruhigt zu haben und schlugen versöhnlichere Töne

an. So forderten sie in der Woche nach der Abstimmung nur noch den Verzicht auf jegliche Lohnerhöhung beim Staatspersonal, den Rauswurf der Hallen für neue Kunst aus dem heutigen Gebäude sowie die Schliessung der Pädagogischen Hochschule.

FLORIAN KELLER, 1983, ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat.

TOGGENBURG

Modernes Nomadentum

Arthur#5 der Kunstnomade, der das Toggenburg dominiert und jährlich mit seinem Wohnwagen durch das Tal tingelt, hat sich jetzt – und damit meine ich am 11. September – in der ehemaligen Brauerei Burth für seinen Auftritt bereit gemacht. Von Seifenblasen umrahmt, findet die Vernissage statt. Die Maschine spuckt sie aus – verbindet den luftigen Schaum des Bieres mit der Artistennummer, einer «schwebenden» Kugel, einer Handharfe und einem Saxophon. Die Nummer ist am selben Abend auch im legendären Chössi-Theater in Lichtensteig zu sehen.

Sieben Ostschweizer Kunstschafter beleben die alte Brauerei mit ihrem Schaffen. Liebevoll könnte man die gestaltete Ausstellung bezeichnen. Räume mit den alten Gegenständen aus der Zeit des «brauen's und gären's» belassen. Überbleibsel aus vergangenen Zeiten im Estrich, im Turm, im Kühlraum und im Braukessel. Ob mit den riesigen Bildern von Rachel Lumbden, den Pilzen und dem Fischgericht von Daniel Ambühl, den echt falschen Dachgauben von Matthias Rüegg, Fotoinstallation von Katalin Déer, der filigranen Papierwelt der Susanne Keller sowie den Zinggüssen von Monica Germann und Daniel Lorenzi, die Brauerei lässt mit Hopfen und Malz die Ausstellung für Aug und Ohr zu einer Delikatesse werden. Arthur#5 genießt und freut sich. Toni Burth, der Besitzer und Braumeister, führte an den beiden Ausstellungstagen zusammen mit Arthur#5 durch die Geschichte der Brauerei und durch die zeitgenössische Kunst. Die angesagte Spannung wird erfüllt – durstig hat wohl niemand die Ausstellung verlassen!



Nur eine von sechs: Susanne Keller und ihre fragilen Papierwelten in der Brauerei Burth.

Bild: pd

Mit der Finissage am 26. September und dem Pilzschmaus aus der Kunstinstallation von Daniel Ambühl wird die diesjährige Ausstellung der Kunsthallen Toggenburg abgeschlossen, das Schaffen aber scheint bereits weiterzugehen – das nächste Jahr ist nicht mehr allzu fern.

Zeitgenössisches Kunstschaffen, wie das Wort aussagt, bewahrt sich auch in Wattwil, der Zentrumsgemeinde im Toggenburg. Wer ist hier nicht schon mit dem Zug Richtung Rapperswil durchgefahren, wer hat noch nicht den Klangweg im oberen Toggenburg bewandert oder im Winter als Tagestourist den Bahnhof in Wattwil verflucht...? Damit ist jetzt fertig! Dem «zeitgenössischen Schaffen» ist mit dem Eröffnungsfest des neuen Bahnhofes in Wattwil nach über dreissig Jahren ein Ende gesetzt worden. Rund um den Bahnhof ein Spektakel – nein, ein Freudenfest.

Die Reisenomaden dürfen nun gefahrlos unter dem Bahnhof hindurch, entlang an Betonwänden, mit Rollstuhl und Kinderwagen komfortable Rampen hoch und runterfahren und, nicht zu vergessen, die ebenerdigen Züge besteigen. Das Toggenburg ist jetzt weiterentwickelt und technisch wieder der Zeit angepasst... ich wünsche allen Kunst- und Reisenomaden viel Spass mit den neu geschaffenen Räumen! In dieser Zeit dieses Werk zu vollenden, ist wahrlich auch Kunst.

DANIELA VETSCH BÖHI, 1968,
Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive,
verheiratet und Mutter von zwei Kindern.

THURGAU

Atlantic Giant im Schaarenland- Paradies

Die grösste Schwingerparty der Schweiz ist Geschichte. Es war wie immer eine Erfolgsgeschichte, man hätte es sich nicht anders denken können. Die Musikvideos – zum Beispiel jenes für das Zürcher Crossover-Jazz-Trio Rusconi – im Frauenfelder Einkaufszentrum am Bahnhof sind abgedreht. Während draussen das Fest tobte, wunderte sich am Set ein Mädchen aus Winterthur im Bikini, dass in Frauenfeld so viel los sei. Super, dass jetzt sogar Mädchen aus Winti nach Frauenfeld kommen. Die sympathische Olga Titus, die einen der 2010er-Kulturförderbeiträge des Kantons Thurgau erhalten hatte, spielt im Clip zu «Destroyed Room» schauspielerische Staffage mit dem Einkaufschörbli und verliess nach dem Dreh den Kanton wieder Richtung Winterthur, wie das Bikini-Mädchen auch.

Mittlerweile: Gabriel Vetter müht sich in einer Kreuzlinger Migros mit der Suche nach Bündner Salsiz ab, erzählt davon in seiner Kolumne in einer, äh, in der «Thurgauer Zeitung» und mutmasst, wann die Stadler Rail mit der «Thurgauer Zeitung» und der Zuckerri in Frau-



Solche kanadischen Monsterkürbisse sahten an der Schlatterer Kürbis-Wägete die Preise ab.

Bild: pd

enfeld fusioniere. Dabei hat die Zuckerkampagne nicht mal begonnen. Noch fehlt der süsslich-schwere Duft in der Stadt. Noch ist es auf Korsika oder in Kalabrien viel schöner als in Frauenfeld. Sicherlich ebenso bezaubernd wie am ligurischen oder tyrrhenischen Meer ist es zu dieser Jahreszeit aber auch dort, wo früher mal der Bezirk Diessenhofen war. «Unterthurgau» wagt man als Frauenfelder nicht zu sagen. Denn das wäre ja negativ konnotiert. Am Rhein leiden sie schon genug darunter, dass sie nun zum Bezirk Frauenfeld gehören.

Jedenfalls habe ich letzthin die vierte Schlatterer Kürbis-Wägete besucht. Eine lustige Veranstaltung. Gewonnen haben keine Schweizer Kürbisse, sondern welche aus importiertem kanadischen «Atlantic Giant»-Saatgut. Am Rhein unten ist man also auch weltoffen. – Das Schwappte bestimmt von Schaffhausen rüber.

Wie ich danach über Land den Weg nach Winterthur unter die Räder genommen habe, hat sich mir eine einfach schöne Herbstlandschaft offenbart. Dort, wo der ländliche Unterthurgau auf das ebenso ländliche Zürcher Wein-

land trifft und wo geredet wird, als wäre man schon im Schaffhausischen. Bei dem herzigen Beizli in Wildisbuch anzuhalten, das wäre nicht schlecht gewesen ..., aber die vermaledeiten Termine immer. Und überall treffe ich Verwandte. Die einen sitzen vor ihrer angetrunkenen Stange und haben es gut. Die anderen gehen mit ihrem Hündli spazieren und haben es gut. Da hat man es selber grad auch gut. In solchen Momenten finde ich diese neue Namensdiskussion völlig übertrieben. Soll man doch einfach «ehemaliger Bezirk Diessenhofen» sagen. Oder von mir aus «Schaarenland-Paradies» oder «Unterthurgau» oder «Region Rhein». Was soll ich denn sagen? Mir hat man meinen Bürgerort genommen: Mit dem neuen Fahrausweis in Kreditkarten-Format ist es nicht mehr Mett-Oberschlatt/TG, sondern nur noch Schlatt/TG. Aber ich komme damit zurecht.

MATHIAS FREI, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

Bedingungslos gegen Gewalt

Das Frauenhaus St.Gallen besteht seit dreissig Jahren. Gegründet wurde es mit dem Ziel, in Zukunft überflüssig zu werden, doch noch heute wird es dringend gebraucht.

von CHRISTINA GENOVA

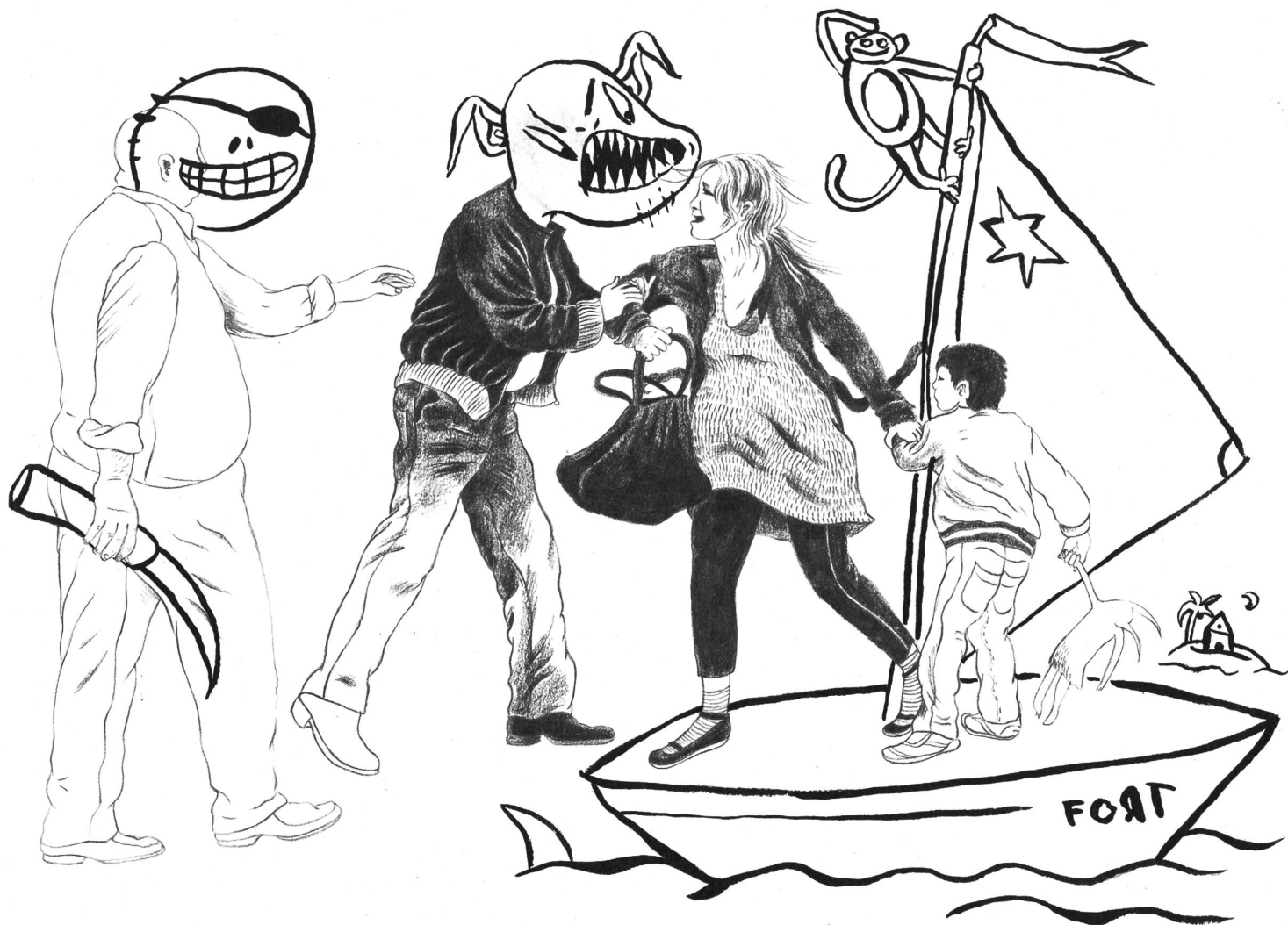


Illustration: Like Nüssli

Eine Zeitreise in die Ostschweiz Anfang der achtziger Jahre zu unternehmen, das bedeutet, eine Reise in eine andere Welt anzutreten: Der Mann ist von Gesetzes wegen das Haupt der Familie, die Arbeitsteilung zwischen den Ehepartnern traditionell, Frauen müssen, gemäss Eherecht, ihren Ehemann um Erlaubnis bitten, wenn sie einer Erwerbsarbeit nachgehen wollen, und Gewalt in den eigenen vier Wänden ist ein absolutes Tabu – eine öffentliche Debatte darüber ist unmöglich.

Für Elisabeth Bossart, Geschäftsleiterin und Mitbegründerin des Frauenhauses St.Gallen, ist in der Rückschau die Enttabuisierung der häuslichen Gewalt die wichtigste Errungenschaft der vergangenen dreissig Jahre. Was nicht sein sollte, durfte nicht sein. Kamen die hässlichen Wahr-

heiten trotzdem ans Licht, konnte nur die Frau daran schuld sein. Dementsprechend wurden die Aktivistinnen des Frauenhauses immer wieder diffamiert. Sie wurden als «hysterische, von Moskau gesteuerte, verrückt gewordene Weiber» und als Ehezerstörerinnen beschimpft.

«Kein Davonlaufen unterstützen»

Das Frauenhaus ist ein Kind der neuen Frauenbewegung der siebziger Jahre. Linke und feministisch orientierte Frauen engagierten sich in St.Gallen in der FBB – der Frauenbefreiungsbewegung. 1980 gründeten sie den «Verein zum Schutz misshandelter Frauen» mit dem Ziel der Errichtung eines Frauenhauses. Dort sollten psychisch und physisch misshandelte Frauen und ihre Kinder Schutz finden und ihnen Hilfe

zur Selbsthilfe geboten werden. Bereits im Oktober 1980 konnte in St.Gallen das dritte Frauenhaus der Schweiz eröffnet werden. Das Bedürfnis war von Anfang an da: Bereits am ersten Tag wurde eine Frau mit ihren zwei Kindern aufgenommen. Die Finanzierung des Frauenhauses hingegen war über lange Jahre ein leidiges Thema. Als das Frauenhaus die Gemeinden 1982 um finanzielle Unterstützung bat, beschloss die Rheintaler Gemeindammänner-Vereinigung, «das Davonlaufen der Frauen aus den Familien nicht zu unterstützen». Im selben Jahr wurde die «Stiftung Frauenhaus» mit einer breiten Trägerinnenschaft gegründet. Politische Parteien, darunter auch solche aus dem bürgerlichen Lager, die Frauenzentrale und kirchliche Kreise waren darin vertreten. Aus Protest über

die prekäre Finanzsituation und die mangelnde Bereitschaft der Behörden, Hand zu einer Lösung zu bieten, trat der Stiftungsrat sogar einmal geschlossen zurück. Über eine solide finanzielle Grundlage verfügt das Frauenhaus erst seit dem Inkrafttreten des neuen Sozialhilfegesetzes von 1998.

Geheime Adresse

Wer Gewalt erfährt, schämt sich – damals wie heute. Die Gesellschaft ist heute aber sensibilisierter und Betroffene vertrauen sich viel eher einer Freundin an. Silvia Barros, seit drei Jahren Mitarbeiterin des Frauenhauses im Fachbereich Beratung, erlebt es häufig, dass die Freundin einer gewaltbetroffenen Frau im Frauenhaus anruft, um einen ersten Kontakt zu knüpfen.

Vom Frauenhaus erfahren die meisten Frauen über Mund-zu-Mund-Propaganda. Aber nur wenige Eingeweihte wissen, wo sich das St.Galler Frauenhaus befindet. Dessen Adresse wird nicht öffentlich bekannt gegeben. Wird eine Frau im Frauenhaus aufgenommen, holt sie eine Mitarbeiterin an einem Treffpunkt ab. Meist kommen Frauen aus einer akuten Bedrohungs- und Angstsituation heraus ins Frauenhaus. Die Sicherheit der Frauen hat deshalb höchste Priorität. Die Gefahr ist real: 1995 kam es im Frauenhaus zu einem Mordanschlag. Eine Bewohnerin wurde von ihrem Ehemann niedergestochen und lebensgefährlich verletzt.

Kein Internierungslager

Warum sucht eine von Gewalt betroffene Frau nicht Zuflucht bei einer Freundin oder bei ihrer Familie? Dies könne auch vorkommen, meint Silvia Barros. Die Angst vor dem gewalttätigen Partner sei aber manchmal so gross, dass sich die betroffenen Frauen auch bei Freunden und Verwandten nicht genügend sicher fühlen. Ausserdem wollen sie diese nicht auch noch in Gefahr bringen. «Ein ganz wichtiger Aspekt ist, dass es auch Frauen gibt, bei denen die ganze Familie eine Bedrohung darstellt. Sie steht nicht hinter der Frau und will nicht, dass diese ihren Mann verlässt, selbst wenn er sie schlägt. Die Schande für die Familie wäre zu gross», ergänzt Elisabeth Bossart. Nicht zuletzt bietet das Frauenhaus auch Anonymität.

Im Frauenhaus stellt man sich unbedingt auf die Seite der gewaltbetroffenen Frauen. Jeder Frau steht es jedoch jederzeit frei zu gehen, ohne jemandem Rechenschaft ablegen zu müssen. Niemand wird zurückgehalten, auch wenn dies manchmal weh tut. Entgegen den kursierenden Gerüchten ist das Frauenhaus kein Internierungslager, wo den Frauen vorgeschrieben wird, was sie zu tun hätten, zum Beispiel indem versucht wird, den Kontakt zu den Männern zu unterbinden. Das Gegenteil ist der Fall:

Seit kurzem wird beispielsweise über die Opferhilfe versucht, zwischen den Paaren Vermittlungsarbeit zu leisten, einfach weil festgestellt wurde, dass bei vielen Frauen der Wunsch sehr stark ist, trotz allem zum Partner zurückzukehren.

Eine Frage der Abhängigkeiten

Ab 1987 zeichnete sich im Frauenhaus eine Trendwende ab. Nachdem in den Anfangszeit fast ausschliesslich Schweizer Frauen Zuflucht suchten, kamen vermehrt auch Ausländerinnen. Heute sind es zwei Drittel Ausländerinnen und ein Drittel Schweizerinnen. Im letzten Jahr stammten die Frauen und Kinder aus vierundzwanzig verschiedenen Nationen. Was sind die Gründe dafür? «Gewalt ist in Schweizer Familien nach wie vor vorhanden»,

Das Bedürfnis war von Anfang an da: Schon am ersten Tag wurde eine Frau mit ihren zwei Kindern aufgenommen.

unterstreicht Elisabeth Bossart. Die Schweizer Frauen seien aber heute autonomer und besser informiert. Sie hätten ihr eigenes Geld, könnten auch mal für ein paar Tage ins Hotel oder melden sich bei einer Beratungsstelle wie der Opferhilfe. Die Abhängigkeit der ausländischen Frauen von ihren Männern hingegen sei immer noch gross – finanziell und emotional, aber auch aufgrund fehlender Deutschkenntnisse und mangelhafter Ausbildung. Die Herkunft der Frauen ist ein heikles Thema und bietet jenen Politikern aus dem rechten Lager Angriffsfläche, denen noch heute die Existenz des Frauenhauses ein Dorn im Auge ist; dessen ist sich Elisabeth Bossart bewusst. Sie wendet aber ein, dass die Herkunft der Frauen noch nichts über jene der Täter aussage: Häufig seien die Ausländerinnen mit einem Schweizer verheiratet, denn jede zweite in der Schweiz geschlossene Ehe ist binational.

Wer jung ist, geht eher

Gewalt kann jede Frau treffen. Keine ist davor gefeit, ob jung oder alt, egal aus welchem Land und aus welcher Bevölkerungsschicht sie

stammt. Elisabeth Bossart hat in ihrem Bekanntheitskreis selbst erlebt, dass scheinbar emanzipierte, für die Problematik sensibilisierte Frauen sich unversehens mit einem gewalttätigen Partner konfrontiert sahen. Denn wer verliebt ist, sieht nur die Schokoladenseite des andern. Das böse Erwachen folgt danach.

Es sind eher die jüngeren Frauen, die im Frauenhaus Zuflucht suchen. «Unsere Feststellung ist, dass die jüngeren Frauen mehr Mut haben. Die älteren Frauen, deren Kinder schon ausgezogen sind, haben häufig resigniert», erklärt Silvia Barros und Elisabeth Bossart ergänzt: «Viele der jüngeren Frauen sind hier aufgewachsen und heiraten unter dem Druck ihrer Familie einen Mann aus ihrem Heimatland. Wenn es in einer solchen Ehe zu häuslicher Gewalt kommt, dann unternehmen sie etwas dagegen.» Ausserdem könnten es sich die Frauen eher vorstellen wegzugehen, solange die Kinder klein und noch nicht im Schulsystem eingebunden seien.

Die Kinder sind von Gewalt immer direkt oder indirekt mitbetroffen. Schon 1982 kümmerte sich im Frauenhaus eine Psychologin speziell um ihre Bedürfnisse. Bei der Betreuung der Kinder nahm man in St.Gallen schweizweit eine Pionierrolle wahr. Heute ist der Kinderbereich im Frauenhaus einer der am besten ausgebauten der Schweiz.

Schutz für alle

Das Frauenhaus ist eine Institution, die sich mit der Gesellschaft gewandelt, gleichzeitig aber auch gesellschaftliche Veränderungen in Gang gebracht hat. Oft war es sogar der Zeit voraus. Die Beratungsstelle der Opferhilfe ist überhaupt erst dank der Vorarbeit des Frauenhauses entstanden. Auch beim Wegweisungsartikel, der 2003 als schweizweit einmaliger Gesetzesartikel in Kraft trat und besagt, dass bei häuslicher Gewalt der Täter die Wohnung zu verlassen hat und nicht das Opfer, gehörte das Frauenhaus zu den Geburtshelferinnen.

Vor dreissig Jahren wurde das Frauenhaus gegründet mit der Vision, sich selbst irgendwann überflüssig zu machen. Diese hat sich leider bis heute nicht realisiert, im Gegenteil. Seit zwei Jahren ist das Frauenhaus voll belegt und es wird eine Warteliste geführt. Und auch die Gesellschaft hat sich weiter verändert. Im November 2009 wurde das erste Väterhaus der Schweiz in Aarau eröffnet, das sich unter anderem die Enttabuisierung der Gewalt von Frauen gegen Männer auf die Fahne geschrieben hat. Es ist eine Entwicklung, die Elisabeth Bossart begrüsst: «Grundsätzlich geht es darum, Gewalt in der Familie zu ächten, von wem auch immer sie ausgeht», und Silvia Barros ergänzt: «Wir haben auch schon junge Frauen aufgenommen, die von ihren Müttern misshandelt worden sind. Unsere Aufgabe ist es, die Frauen zu schützen, egal, wer der Täter oder die Täterin ist.» →

Arza*

Mit achtzehn Jahren habe ich meinen Mann kennengelernt. Es war eine arrangierte Ehe, ich war einverstanden damit. Wir haben uns vor der Hochzeit nur zwei Mal gesehen. Ein Jahr lang waren wir verlobt, dann haben wir in Serbien geheiratet und ich bin meinem Mann in die Schweiz gefolgt. Ich bin Albanerin und stamme aus Serbien, dort habe ich das Wirtschaftsgymnasium abgeschlossen. Mit meinem Mann hatte ich besprochen, in der Schweiz Deutsch zu lernen und weiter zur Schule zu gehen. Aber es ist alles anders gekommen. Drei Monate nach unserer Hochzeit hat mich mein Mann zum ersten Mal geschlagen, aus einem nichtigen Grund: Ich hatte ihn eines Morgens zur Rede gestellt, weil er jedes Wochenende von Freitag bis Sonntag im Ausgang war. Danach kam es immer wieder vor, dass er mich schlug, meist, wenn sich meine Schwiegermutter oder meine Schwägerinnen bei ihm über mich beklagten. Sie haben mich ständig beschimpft und erniedrigt. Einzig der Schwiegervater liess mich in Ruhe, er hielt sich aus der Sache raus. Einmal schlug mein Mann seine achtzehnjährige Schwester und ich stellte mich dazwischen. Daraufhin schleuderte er mich brutal gegen eine Türe, ich trug eine Kopfwunde davon. Die Narben sieht man noch heute. Die ganzen fünf Jahre durfte ich das Haus nie alleine verlassen. Ich war die Sklavin der Familie. Wir lebten gemeinsam mit meinen Schwiegereltern, den Schwägerinnen, dem Schwager und den Kindern in einem Haus in St. Margrethen, insgesamt neun Personen. Ich musste für alle waschen, bügeln, kochen und putzen. Meinem Mann musste ich sogar die Socken anziehen. Mein Tag begann um vier Uhr morgens, wenn mein Schwiegervater zur Arbeit musste, und endete nicht selten um ein Uhr nachts. Den ganzen Tag musste ich bereit stehen, nur zum Schlafen durfte ich mich zurückziehen. Einmal pro Woche konnte ich mit meinen Eltern in Serbien telefonieren, aber nur mit Lautsprecher. Die ganze Familie hörte zu, wenn ich mit ihnen sprach. Fast fünf Jahre waren wir verheiratet, am Ende wog ich nur noch 47 Kilo. Warum ich so lange geblieben bin? Vielleicht hoffte ich, dass es irgendwann besser werden würde. Meine Mutter meinte, in einer Ehe gebe es gute und schlechte Zeiten, und empfahl mir auszuhalten.

Der Tag, an welchem ich meiner Leidenschaft ein Ende setzte, war ein Sonntag. Mein Mann hatte mich wieder einmal geschlagen, ein Auge war blau, weinend setzte ich mich in den Garten hinters Haus. Er verfolgte mich, versetzte mir Fusstritte und schleifte mich an den Haaren zwei Meter weit über den Boden. Ein ganzes Büschel Haare riss er mir dabei aus. Meine Schwiegermutter kam dazu und gab wie immer mir die Schuld. Zum ersten Mal widersprach

ich ihr, nachdem ich fast fünf Jahre geschwiegen hatte. Ich sagte zu ihr: «Das Problem bin nicht ich, sondern dein Sohn.» Dann habe ich das Haarbüschel genommen und bin auf mein Zimmer. Ich holte meinen Pass und meine Tasche. Dann legte ich meinem Mann seine Arbeitskleider bereit und hinterliess ihm einen Zettel. Darauf stand: «Du kannst mich vergessen.» Dann verliess ich das Haus und ging zu meinem Cousin, der ein paar Häuser weiter wohnte. Niemand sah mich gehen. Alle glaubten, ich sei noch auf meinem Zimmer. Mein Cousin kam gerade aus der Tür und wollte zur Arbeit. Ich sagte zu ihm: «Ich kann dort nicht mehr bleiben.» Er schaute in meine vom Weinen verquollenen Augen und sagte nur: «Okay, Arza.» Ich bat ihn, meine Mutter in Serbien und meinen Bruder in Zürich zu benachrichtigen. Dann sind wir zur Polizei. Mit Hilfe einer Dolmetscherin erzählte ich meine Geschichte, mein Haar hatte ich eingepackt als Beweis. Mein Mann wurde daraufhin zu Hause abgeholt und in Handschellen gelegt. Am Abend brachten die Polizisten mich nach St. Gallen. Eine Frau holte mich ab und brachte mich ins Frauenhaus. Ich habe diesen Mann geliebt, er war mein erster Mann. Ich sagte zu ihm: «Komm, lass uns hier in St. Gallen ein neues Leben beginnen. Du vergisst deine Familie, ich vergesse meine.» Dazu war er aber nicht bereit. Im Frauenhaus habe ich zwei Wochen lang nichts gegessen, nur geweint. Insgesamt bin ich fünf Wochen geblieben. Man hat mich dort sehr unterstützt.

Seit letztem November bin ich geschieden. Jetzt geht es mir gut. Ich habe eine eigene Wohnung und eine Arbeit. Ich möchte wieder heiraten, ich bin mit einem Mann aus meiner Heimat verlobt. Ich habe viele Pläne, ich möchte noch besser Deutsch lernen und eine Ausbildung als Coiffeuse machen. *Christina Genova*

Vom Füttern der letzten Heiligen Kuh

So sicher, wie der Ball rund ist, folgt beim FC St. Gallen in den letzten Jahrzehnten eine Rettungsaktion der anderen. Letztmals stand der FC St. Gallen im Februar 2009 vor dem Konkurs. «Saiten» nahm das damals zum Anlass, im Medienarchiv zu graben. Aus aktuellem Anlass publizieren wir diesen Eintrag aus dem «Ostblog» (15. Februar 2009) noch einmal: **UBS miniature – Die FC St. Gallen AG**

Staatshilfen sind fraglos en vogue. Lehman Brothers, Automobil-Industrie oder die UBS: Alle scheinen vom Finanzphänomen FCSG gelernt zu haben. Mindestens dreimal wäre der Club in den letzten Jahren Konkurs gegangen, hätten Stadt und Kanton nicht regelmässig mit Steuergeldern unter die Arme gegriffen. Der FCSG war der Zeit ohne Zweifel voraus – zumindest in dieser Hinsicht. Beginnen wir im Jahr 1983, sanft mit einer Schlagzeile in der (schon fast vergessenen) Zeitung «Sport»: **FC St. Gallen: 23'000 Franken Defizit!**

Was für Zeiten. Ein Aufmacher und (späteres) Geschrei wegen ein paar tausend Franken. Weiter im Text, beziehungsweise mit dem Blättern im Archiv. Mit jedem Jahr schien hinter den Roten Zahlen eine Null zu wachsen. Vergleichbar mit der notwendigen Punktzahl für ein Freispiel bei den Flipper-Automaten oder den entgleisten Finanzmärkten der jüngeren Vergangenheit.

Januar 1987: Espen brauchen 1 Million – Baby stiftete 35 Rappen «BLICK»

September 1987: Sanierung des FC St. Gallen mit Stadtbeteiligung «NZZ»

Dezember 1987: Schon 1/2 Million Franken für kranken FC St. Gallen «BLICK»

November 1988: FC St. Gallen: Jetzt rollen Köpfe «BLICK»

März 1989: Präsi Gantenbein tritt ab: Ohne mich wäre der FC St. Gallen tot! «BLICK»

April 1992: St. Gallen plant Putsch: Boss Hidber muss weg! «BLICK»

April 1992: Geldgeber stützen Hidber – Dämpfer für die Putschisten «BLICK»

November 1992: FC St. Gallen: Kein Geld – und kein Kredit mehr «BLICK»

November 1992: Espen-Hidber: «Ich weiss, dass ich der Latschi bin» «BLICK»

* Name geändert.

August 1993: Die Rückkehr des FC St.Gallen auf sicheren Kurs «NZZ»

Dezember 1994: Starker Beginn der Aktion «Rettet den FC St.Gallen» – 131'000 Franken und ein neuer Boss «BLICK»

Mai 1995: Zuversichtlich, dass die Lizenz erteilt wird «TAGBLATT»

Mai 1995: Espen: Lizenz in 2. Instanz verweigert! «BLICK»

Mai 1995: FC St.Gallen: NLB wäre kein Drama «BLICK»

Juni 1995: Nationalliga-Komitee heisst Begnadigungsgesuch gut – Schulden um eine Million Franken reduziert «TAGBLATT»

September 1998: St.Galler Unruhe «TAGES ANZEIGER»

September 1998: «Wir wollen keine Schlammschlacht» – Die Gruppe um Vizepräsident Victor Rohner verzichtet auf eine Kandidatur – Weg frei für Thomas Müller «TAGBLATT»

September 1998: Wieder eine Frage des Geldes – Noch müssen beim FC St.Gallen Gräben zugeschüttet und Geschäftsleitungs-Mitglieder gesucht werden «TAGBLATT»

April 1999: Die Chance, bei Null zu beginnen «BASLER ZEITUNG»

April 2000: Der FC St.Gallen auch politisch erfolgreich – Land zum Vorzugspreis für ein neues Stadion «NZZ»

Oktober 2000: «Wir dürfen uns nicht blenden lassen» – Der FCSG weist im Vereinsjahr 1999/2000 einen Gewinn aus, Interview mit Präsident Thomas Müller «TAGBLATT»

November 2000: Jelmoli lässt Fussball spielen – Der Konzern investiert 114 Millionen ins St.Galler Stadion – Ehrgeiziger Zeitplan für den Bau «TAGBLATT»

Dezember 2001: «... dann ist Lichterlöschen» – Verzögert sich der Stadionbau, steht der FC St.Gallen vor existenziellen Problemen «TAGBLATT»

September 2002: Verzichten St.Gallens Spieler auf einen Teil des August-Lohns? – Interview mit Captain Patrick Winkler «TAGBLATT»

Oktober 2002: Kauft Optionen! Wie der FC St.Gallen das ungebauten Stadion ausschöpft «NZZ»

Dezember 2002: Einmalige Unterstützung für den FC St.Gallen – Kanton St.Gallen zeichnet aus dem Sport-Toto-Fonds 100 Sitzplatz-Optionen im Gesamtwert von 200'400 Franken (MEDIENMITTEILUNG KANTON ST. GALLEN)

Januar 2003: FC St.Gallen: Lizenz in Gefahr «TAGBLATT»

Januar 2003: Noch fehlen 500'000 Franken – Die Geldbeschaffungs-Aktionen sind ins Stocken geraten «TAGBLATT»

Juni 2003: Die Millionen-Grenze erreicht – Dem FC St.Gallen fehlen noch 250'000 Franken, um die Lizenz-Auflage zu erfüllen «TAGBLATT»

Juni 2003: Stadt gibt Bauland gratis ab «TAGBLATT»

Februar 2004: Angst um das Ansehen der Stadt? Stadtpräsident und Leiter der Tourist-Info sehen zwischen dem Image der Stadt und ihrem Fussballclub keinen direkten Zusammenhang «TAGBLATT»

April 2004: 8118 Personen halten Aktien – Erste ausserordentliche Generalversammlung der FC St.Gallen AG «TAGBLATT»

Mai 2004: St.Galler Fussball AG mit Start-up-Spezialist «CASH»

April 2005: Keine Lizenz für St.Gallen und Wil «TAGBLATT»

April 2005: FC St.Gallen: Geld im Überfluss, aber noch keine Lizenz «BLICK»

Oktober 2007: «Ich stelle eine Crew zusammen» – Edgar Oehler organisiert eine ausserordentliche Generalversammlung der FC St.Gallen AG «TAGBLATT»

Dezember 2007: Espenmoos wieder städtisch – Stadion-Genossenschaft löst sich auf – Stadion-Baurecht und Schulden gehen an die Stadt «TAGBLATT»

März 2008: 500'000 Franken für den Fussball-Nachwuchs – Regierung hat einen zusätzlichen Betrag aus dem Sport-Toto-Fonds gesprochen «TAGBLATT»

3.5.2008: Licht-Kunst aus New York «TAGBLATT»

23.5.2008: Licht aus für Kunst am Stadion? «TAGBLATT»

27.9.2008: Einmal mehr leere Kassen beim FC St.Gallen «TAGBLATT»W

4.11.2008: FC St.Gallen kämpft gegen Konkurs! «BLICK AM ABEND»

5.11.2008: Schriller Wecker für die St.Galler Geldgeber «NZZ»

8.11.2008: Der FC St.Gallen muss erneut gerettet werden «TAGBLATT»

24.11.2008: Espenmoos-Genossenschafter verzichten teilweise auf ihr Geld – Rund 600'000 Franken für den FCSG «TAGBLATT»

24.12.2008: Hüppi und die Morgenröte – Dank namhaften Beträgen von Personen und Firmen ist die Liquidität gesichert «TAGBLATT»

6.1.2009: Fan-Dachverband: «Keine Spenden ohne Mitsprache» «20 MINUTEN»

13.2.2009: FC St.Gallen droht Konkurs «TAGBLATT»

Wenigstens die letzten Schlagzeilen dürften den meisten noch in Erinnerung sein. Man vergisst so schnell im «Informationszeitalter». Ein Glück, gibt es noch Medienarchive. Die helfen gegen das Vergessen. Oder beim Recherchieren. Wir nehmen jedenfalls Wetten an, wann die nächste Steuergeld-Finanzspritze der letzten Heiligen Kuh der Stadt das Überleben sichern wird.

Mit diesen Zeilen endete der Ostblog-Eintrag auf www.saiten.ch damals im Februar 2009. Der Vollständigkeit halber setzen wir hier die Liste auszugswise bis zum heutigen Redaktionsschluss (14. September) fort:

24.2.2009: Lizenz ist nicht mehr in Gefahr – Der FCSG hat fünf Investoren gefunden, die seine Spieler finanzieren «20 MINUTEN»

9.7.2009: Wo beim FC St.Gallen das Geld versickert, bleibt ein Rätsel «TAGBLATT»

10.8.2010: FCSG in Sport- und Finanznöten – Es laufen Gespräche mit Stadt und Kanton über mögliche Finanzhilfen «TAGBLATT»

15.8.2010: Filz und Misswirtschaft in der Arena «NZZ AM SONNTAG»

27.8.2010: Steuerzahler entscheiden über die Zukunft des FC St.Gallen «TAGBLATT»

27.8.2010: Millionen für den FC St.Gallen «BLICK»

2.9.2010: Das Millionengrab – Eine Geschichte, wie König Fussball der Politik die Sinne vernebelt «DIE WOCHENZEITUNG»

15.9.2010: Jubel, Trubel, Pleitegeier «DIE WOCHENZEITUNG»

10.9.2010: «Hans, Sorge Dich nicht, es kommt gut» – Das hätten ihm hochkarätige Vertreter aller Parteien versichert, wird «Stadionvater» Hans Hurni zitiert «TAGBLATT»

In den kommenden Wochen und Monaten beschäftigen sich nun Stadt- und Kantonsparlament mit der finanziellen Situation des zweifachen Schweizer Fussballmeisters. Sehr spannend dürfte dabei sein, ob es auch 2010 Parlamentarier geben wird, die sich in den Räten mit FCSG-Fans als präsentieren. In der früheren Debatte um die Bauland-Abgabe hielten das jedenfalls einige Räte aus der städtischen CVP- und FDP-Fraktion für nötig. ♦



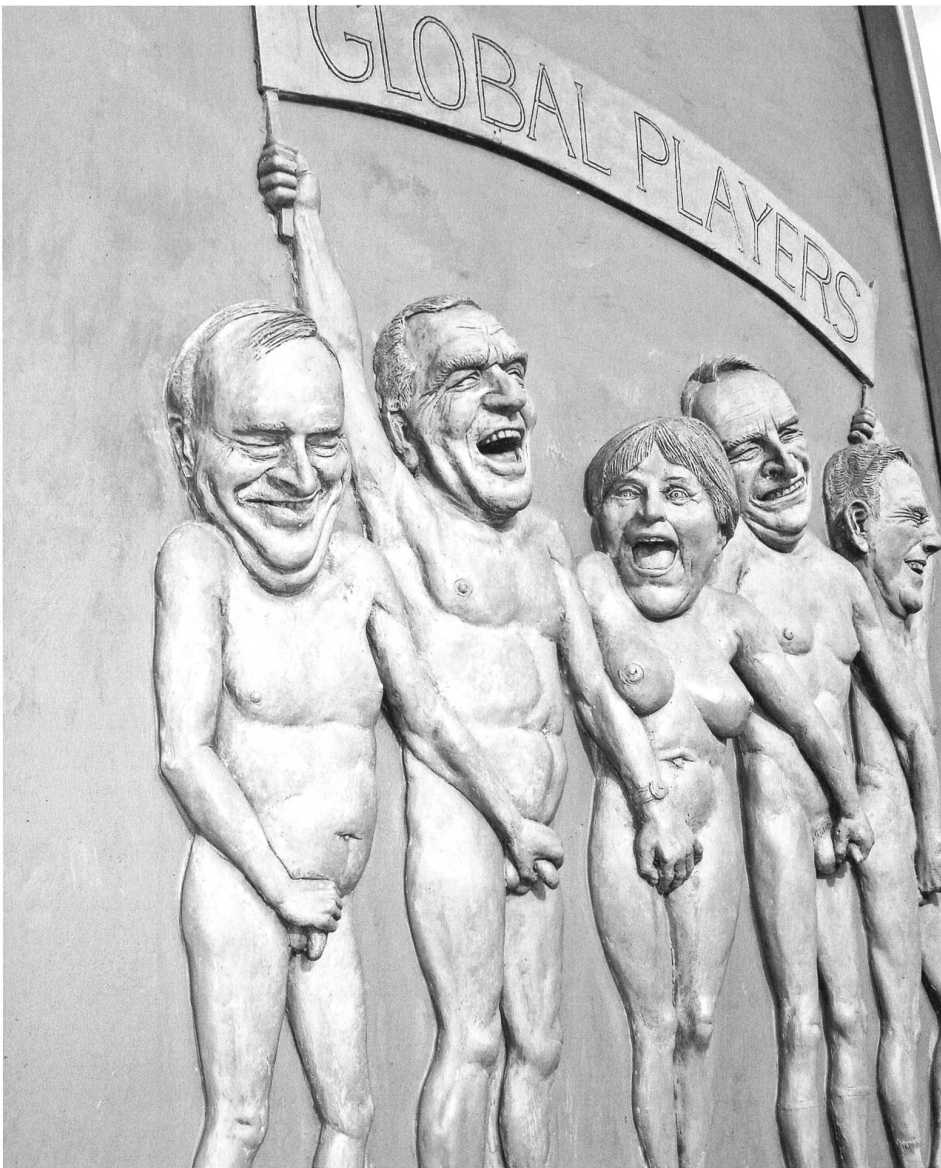
Die ganze Geschichte auf Seite 83.

Illustration: Lika Nüssli

Der Schelm vom Bodensee

Er wollte Chemiker werden. Doch alles kam anders: Der Konstanzer Peter Lenk wird von seinen polemischen Gegnern gerne auch mal als «Pornobildhauer» bezeichnet.

von HOLGER REILE



Hans Eichel, Gerhard Schröder, Angela Merkel, Edmund Stoiber und Guido Westerwelle. Von Peter Lenk.

Bild: pd

Für viele war es eine ausgemachte Provinzposse, die sich da über Monate in Konstanz abspielte. Die Tourist Information Konstanz (TIK) hatte eine Skulptur des Bodmaner Bildhauers Peter Lenk in der neuen Mobilitätszentrale am Konstanzer Bahnhof ausgestellt. Das Original sitzt schon seit siebzehn Jahren auf der Hand der mächtigen «Imperia», die die Konstanzer Hafeneinfahrt ziert und längst zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden ist.

TIK-Chef Norbert Henneberger war mächtig stolz, als Lenk einen Abguss des hutzligen Männleins im Konstanzer Bahnhofgebäude aufstellte. Um keine Missverständnisse aufzukom-

men zu lassen, machte der Künstler von Anfang an klar: «Das ist kein Papst, das ist ein Gaukler aus dem Mittelalter, der sich mit der Tiara schmückte und sich die Insignien geistlicher Macht angeeignet hat.» Die Bevölkerung nahm den päpstlichen Gaukler schmunzelnd an und manche kamen von weit her, um das «Päpstein», wie es fortan genannt wurde, zu bewundern.

Kurz darauf aber behauptete die «Bild»-Zeitung, im Konstanzer Bahnhof säße der nackte Papst, und suggerierte damit, die Skulptur sei ein Abbild Benedikts XVI. Schnell kam aus stockkonservativen CDU- und Kirchenkreisen die Forderung, die Figur sofort wieder abzu-

bauen, weil sie «religiöse Gefühle verletzt». Lenk intervenierte bei der «Bild»-Redaktion in Stuttgart, die sich umgehend bei dem Künstler für ihre Falschmeldung entschuldigte. Damit hätte man die Geschichte abhaken können, doch es kam anders.

Offensichtlich wurde Horst Frank, grüner Oberbürgermeister der Stadt Konstanz, vor allem von Stuttgarter CDU-Oberem unter Druck gesetzt. Frank plädierte für den sofortigen Abbau und der Aufsichtsrat der TIK sprach sich nun überraschenderweise auch dafür aus, das Päpstein wieder aus dem Bahnhof zu entfernen. Der Schwank geriet sogar in russische und ukrainische Zeitungen, die sich über Konstanz lustig machten.

Skulpturenstürmer in Konstanz

Die Bevölkerung war mehrheitlich für den Verbleib des päpstlichen Gauklers und kaum einer konnte verstehen, was der ganze Zirkus solle. Hinter den Kulissen wurde gemunkelt, die Konstanzer Stadtspitze fürchte um Gelder, die ihr von Stuttgart für die Landesausstellung 2014 anlässlich der Erinnerung an das Konstanzer Kofzill (1414 bis 1418) in Aussicht gestellt worden waren.

Richtig peinlich wurde es, als sogar der Landesverband der baden-württembergischen Touristiker den Konstanzer Kollegen eine tolle Fremdenverkehrswerbung attestierte und auch der Arbeitskreis christlicher Kirchen nichts gegen den liebenswerten Gnom am Bodensee einzuwenden hatte. Das alles aber beeindruckte den TIK-Aufsichtsrat nicht und in einer zweiten nichtöffentlichen Sitzung am 30. Juni wurde mit knapper Mehrheit beschlossen, die Skulptur nun unwiderruflich aus dem Bahnhof zu entfernen. Allgemeines Kopfschütteln in der Stadt war die Folge und Konstanz wurde bundesweit von fast allen Medien erneut genüsslich durch den Kakao gezogen.

Peter Lenk forderte die Konstanzer Skulpturenstürmer auf, das Päpstein noch ein paar Wochen stehen zu lassen, dann würde er es persönlich wieder abbauen. Er bestand aber darauf, dass ihm die Namen derer genannt werden, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit für den Abbau stimmten. Daraufhin reagierte die Stadt fast schon panisch, schaffte in einer Nacht- und Nebelaktion am 11. Juli die Figur aus dem Bahnhof und lagerte sie in einer Garage auf dem Konstanzer Wertstoffhof. Lenk war fassungslos: «Wie die Konstanzer mit Kunst umgehen, ist schier unglaublich. Mit denen will ich nichts mehr zu tun haben. Es war ja allen

klar, dass das nicht der Papst ist, und trotzdem sind sie vor schwarzen Bedenkenträgern in die Knie gegangen.»

«Der Papst kommt»

Kurz darauf meldete sich das Kunstmuseum Weiz aus der Steiermark. Man habe sich spontan entschieden, dem Pöpstlein Asyl zu gewähren. Lenk willigte ein und Anfang August wurde die Skulptur unter grossem Medieninteresse in einer Art «Gauklermobil» von Bodman aus in die Steiermark gebracht («Saiten» berichtete in der Septemberausgabe, Nr. 193). Das Kunstmuseum Weiz eröffnete eine Sonderausstellung mit Werken von Peter Lenk, das Publikum strömte aus allen Teilen Österreichs und war begeistert. Seit Anfang September ist das Pöpstlein wieder in Bodman am Bodensee und sitzt gemütlich im Lenk'schen Skulpturengarten. Lenk dazu schelmisch: «Das Pöpstlein wartet auf seinen nächsten Einsatz, nimmt aber gerade eine kleine Auszeit».

Wenn nun die Stadt Konstanz der Meinung ist, somit wäre die Geschichte endgültig ausgestanden, dann irrt sie. Denn Peter Lenk hat die Vorkommnisse zum Anlass genommen, darüber ein Theaterstück zu schreiben. Der Titel steht: «Der Papst kommt.» Mehrere bekannte Konstanzler Schauspieler haben spontan zugesagt, bei der Komödie mitzuwirken. Nun liegt es an Christoph Nix, dem Intendanten des Konstanzler Stadttheaters, ob das Stück auch dort aufgeführt wird, wo die Posse ihren Anfang genommen hat. Wie auch immer: Die Konstanzler Skulpturenstürmer können sich schon mal darauf einstellen, dass die Lachnummer eine höchst vergnügliche Fortsetzung findet.

Künstler und Provokateur

Der Bildhauer Peter Lenk (64) aus Bodman am Bodensee spaltet die Betrachter seiner Kunst seit Jahren in zwei Lager: Hier diejenigen, die begeistert sind von seinen Arbeiten, die sehr deutlich aus dem prallen Leben gegriffen sind. Dort die geschlossenen Reihen derer, die seine Arbeiten als künstlerisch wertlos und moralisch verwerflich bezeichnen. Den «Zampano der öffentlichen Plätze», wie Lenk bezeichnet wird, ficht das nicht an. Mittlerweile stehen seine Werke in rund 24 baden-württembergischen Gemeinden. Und bald, davon ist er überzeugt, kommen neue dazu.

SAITEN — Zur professionellen Bildhauerei sind Sie erst spät gekommen. Was haben Sie vorher gemacht?

PETER LENK — Eigentlich wollte ich Chemie studieren, aber das konnte ich mir alles nicht merken. Mein Professor hat mir geraten, ich solle lieber Alchemie machen oder einfach Künstler werden. Bildhauer wurde ich schliesslich aus Verlegenheit. Aber vorher war ich noch im Schuldienst – als Kunsterzieher. Ich habe den Schülern irgendwann gesagt, sie sollen sich ihre

Noten selber ins Zeugnis reinschreiben. Dem Rektor wars egal und ich fand, Kunst soll auch ein bisschen Spass machen. Nach acht Jahren Schuldienst habe ich aber aufgehört, denn nebenher Bildhauerei betreiben, das geht nicht. Anschliessend habe ich mit meiner Frau getöptert und dann kam 1991 der erste Auftrag, der Brunnen an der Laube in Konstanz. Das war der Durchbruch.

Immer wieder haben Sie auch prominente Zeitgenossen in Beton gegossen. Die sind nicht immer vorteilhaft dargestellt. Wie waren die Reaktionen?

Also mit sehr viel Humor darauf reagiert hat Edzard Reuter, der frühere Daimler-Boss. Der hat Witz und kommt immer wieder mal bei mir in der Werkstatt vorbei. Unser grosser Literatur Martin Walser, den ich in Überlingen als den «Bodenseereiter» mit Schlittschuhen an den Füssen auf einen alten Gaul gesetzt habe, sagte über sein Porträt: Der Bildhauer, der das gemacht hat, ist ein Künstler der Satire, der Groteske und der sanft-böswilligen Übertreibung. Damit hat er wohl Recht. Wir kennen uns nicht, aber er sass mir unfreiwillig Modell. Er hat hier mal eine Lesung gemacht und meine Frau und ich sass in der zweiten Reihe und haben ihn gezeichnet. Später wollte Walser wissen, was das für ein Journalist gewesen sei, der dauernd geschrieben habe. Dann hat ihm einer gesagt: Herr Walser, das ist kein gutes Zeichen, das war der Lenk! Aber wie sagte schon Karl Kraus: Satire, die der Zensor versteht, gehört zu Recht verboten.

Bei manchen Ihrer Figuren sind die Geschlechtsteile doch reichlich ausladend. Das hat wohl dazu geführt, dass Ihre Gegner Sie als «Porno-bildhauer» bezeichnen. Stört Sie das?

Ach was, nicht die Bohne. Im Übrigen sind meine Figuren mehrheitlich angezogen. Die verklemmte Adenauer-Zeit haben wir ja gottlob hinter uns. Eine Journalistin hat mich mal gefragt: Herr Lenk, wir haben gehört, Sie sind Busen-Fetischist. Was sagen Sie dazu? Dann habe ich gesagt: Na ja, Schuhsohlen-Fetischist bin ich keiner. Was soll ich auf so eine saudumme Frage auch antworten? Aber im Ernst: Ich frage mich eher, ist nicht die Politik oft pornografisch und das Wirtschaftssystem? Darüber sollten die Leute mal nachdenken und sich nicht aufregen, wenn bei meinen Skulpturen mal ein bisschen was zu sehen ist, was einfach zum Menschen gehört.

Ist Peter Lenk ein politischer Künstler und Provokateur oder eher ein Till Eulenspiegel, der uns den Spiegel vorhält und sich dabei vergnüglich auf die Schenkel klopft?

Politisch ist doch eigentlich alles, was mit unserem Alltag zu tun hat. Wir leben in einer Demokratie und ich nutze die Freiheit aus, die

man gemeinhin der Kunst hierzulande auch zugesteht. Einigen gefällt es, manchen nicht.

Sie leben von öffentlichen Aufträgen. Sind angesichts der knappen und meist leeren Kassen die Zeiten für Bildhauer härter geworden?

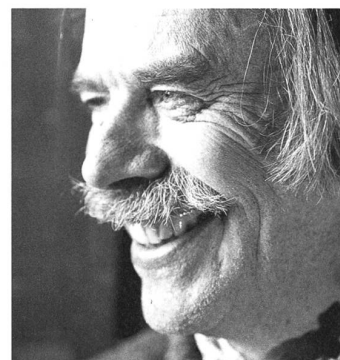
Natürlich, leider. Was hören wir denn jeden Tag in den Medien? Geiz ist geil! Da kriege ich die kalte Wut. Das trifft Kultur und Kunst oft am härtesten. Meine Skulpturen, die im öffentlichen Raum stehen, bilden doch auch ein soziales Klima. Alleine an meinem Konstanzler Brunnen und an der Imperia an der Hafeneinfahrt haben sich schon hunderte von Ehen angebahnt. Die Leute haben sich da mal kennen gelernt, über die Figuren gelacht und diskutiert und ein Jahr später wird dort dann auch das Hochzeitsfoto gemacht. Das darf man nicht unterschätzen.

Wäre einer wie Sie nicht besser in einer Metropole aufgehoben? Was hält Sie hier in der Provinz?

Ganz einfach: meine Freiheit. In einer Grossstadt könnte ich das nicht machen, was ich in der Provinz tun kann. Auch wenn es ab und zu Ärger und Widerstände gibt bei manchen Projekten. Aber in den Metropolen sitzen mir zu viele Kultur-Mafiosi und Viertelintellektuelle, die von nix eine Ahnung haben. Da bleib ich lieber hier.

Sie sind zum Begriff geworden, weit über die Kunstszene hinaus. Auffällig ist aber, dass Sie fast nie öffentlich auftreten, weder im Radio noch im Fernsehen. Sind Sie ein medienscheuer Eigenbrötler?

Ich nehme am Medienrummel nicht teil, das ist richtig. Zum Beispiel gehe ich nie in sogenannte Talk-Shows, alle Einladungen dieser Art lehne ich ab. Für so einen Käse bin ich nicht zu haben. Ich bin von niemandem abhängig, lasse mich nicht zum Hampelmann machen und das bleibt auch so. Ich geh in kein Studio und labere da irgendwelchen Blödsinn, sicher nicht. Bei den Einweihungen meiner Skulpturen bin ich ja immer dabei und sag auch was dazu. Das reicht doch. ♦



Peter Lenk, Bildhauer, Bodman-Ludwigshafen.

Bild: pd

Eine Insel expandiert

Alles ist praktisch, in Singapur. Der grösste Teil der Mass-Rapid-Transport-U-Bahn-Haltestellen befindet sich im Bauch einer Shopping-Mall. Ich also raus aus der Tür, rein in das Leben, das scheinbar alles für mich bereithält. Auf einer Etage wird ausschliesslich gekocht: indisch, malaiisch, japanisch, Rösti bei Marché. Hier das Nagel-Studio, da das Fitness-Center. Die ersten drei Ebenen bestehen aus Läden von nationalen und internationalen Designern. Überall Klimaanlage, schwarze Haare und viele Menschen. «Never stop working – always go shopping!» Ein bekannter und ebenso treffender Leitspruch für den Alltag der Singapurer.

Der Stadtstaat hat in den vergangenen fünfzig Jahren infrastrukturell eine fabelhafte Entwicklung hinter sich. Und die Leute sind grösstenteils dankbar für die modernen Strukturen. Hauptverantwortlich für die Metamorphose vom unbedeutenden Eiland zum international geachteten Handels- und Finanzplatz war Regierungschef Lee Kuan Yew. Geradezu ehrfürchtig sprechen die Menschen von dem Mann, der noch vor Singapurs Unabhängigkeitserklärung 1965 an die Macht gelangte und weitsichtig, aber mit harter Hand waltete. Er machte Englisch zur Bildungssprache, verbesserte die hygienische Situation, lockte mit Steueranreizen internationale Investoren an, baute das Gesundheitssystem aus und investierte in den Wohnungsbau.

Piekfeine Gleichschaltung

Mittlerweile wohnen auf der Fläche von 710 Quadratkilometern (entspricht einem Drittel des Kantons St.Gallen) knapp fünf Millionen Menschen. Chinesen, Malaien, Inder, Holländer und Briten bilden die grössten Teile der Bevölkerung. Die zugehörigen Bezirke sind nach wie vor zu erkennen und der Völkermix schlägt sich bis heute vor allem in der Architektur und der kulinarischen Vielfalt nieder. Da, wo es vor siebzig Jahren nur Sumpf und Dschungel gab, werden aktuell Casinos gen Himmel gezogen. Überall glitzert und schimmert es. Es ist so piekfein – ich könnte getrost vom Boden essen.

Doch so bewundernswert dieses geleckte Fleckchen Erde auch sein mag, mir machen Gleichschaltung, Organisation und Verbote ein bisschen Angst. Kein Essen, kein Trinken im Bus. Die bekanntesten Tageszeitungen «The Straits» und «Today» sind bestenfalls erweiterte Anzeigenblätter. Von Presse- und Redefreiheit kann nicht die Rede sein. Eine 25-jährige Journalistin erzählt mir von ihrer Arbeit als Kulturredakteurin und wie schwierig es sei, kritische Berichterstattung an der Zensur vorbei ins Blatt zu bekommen. Sie will nicht namentlich genannt werden, ihre Angst vor Repressalien ist zu gross.

In einer Fussgängerpassage sind grellgelbe Füsse auf den Asphalt gemalt. Ich muss also nur auf Gelb treten, um ans Ziel zu gelangen? Ich komme mir vor, als würden mir andere das Denken abnehmen wollen. Und, verdammt, das möchte ich nicht. Nach dem Konzertbesuch – der Applaus ist kaum verklungen – säuselt eine Stimme vom Band, dass ich mich doch bitte zum Ausgang begeben soll. Sie hoffe, dass mir die Show gefallen habe, und ich frage mich, wohin ich denn sonst hätte laufen sollen.

Subkulturfreies Malen

Die Natur wird feinsäuberlich gestutzt. Kein Zweig neigt sich über das Trottoir. Die Jugendlichen üben ihre BMX-Freestyle-Tricks auf Marmorböden in der U-Bahn-Station. Den Erlebnispark Sentosa-Insel erreiche ich mit einer Magnetbahn. Diese startet – Obacht! – auf dem Dach des Einkaufszentrums Vivo-City. Die Insel ist der Küste 500 Meter vorgeklagt und ich wähne mich im Playmobil-Land für Erwachsene: Plüschtiere so gross wie Onkel Fredi, riesige Aquarien, Golfplätze. Alles künstlich aufgeschüttet – ein Erlebnisparadies nach amerikanischem Vorbild. Amusement bis zum Erbrechen. Was ist denn echt hier? Und wo verbergen sich Kunst und Kultur?

Nach einem Monat Singapur kann ich getrost behaupten: Es existiert nahezu keine Subkultur. Kunst wird eingebettet in die keineswegs geschmacklosen Luxuschatullen. Die ION Art Gallery ist eben im ION Orchard Einkaufszentrum untergebracht. Hier werden Auftragsarbeiten kuratiert und produziert: Kunst als Aufwertung eines Konsum-Tempels. Erst wenn man bereit ist, sich dieser Kulturpolitik anzupassen, verrät Heman Chong (33, Künstler und Kurator), dann kann man als Kunstschaffender in Singapur zurecht kommen. Eine freie Szene existiert nicht.

Die gesellschaftlichen Zwänge werden nicht durch Kunst aufgebrochen und hinterfragt. Vielmehr macht die Stadt, die um die ökonomische Kraft ihres sauberen Images weiss, ihre Einflüsse im kreativen Bereich direkt oder zumindest indirekt geltend. Es reicht also nicht, dass sie mir sagt, wo ich zu gehen und wie ich mich an der Bar anzustellen habe, ich soll auch so malen, wie sie es wünscht. Die Tänzerin und Choreografin Joavien Ng verrät, dass es nicht leicht ist, sich von dieser Einflussnahme zu befreien.

Die 2002 eröffnete Esplanade Theatres On The Bay, ein Zentrum für Theater, Kunst, Tanz und Konzerte, ist schön anzusehen und an herrlich-exponierter Lage gebaut. Es ist gut, dass es sie gibt. Aber als ich nach dem Popkonzert-Besuch aus der bestuhlten und mit Teppich ausgelegten Arena gehe, um in die top-geschneigelte Anschlusshalle zu gelangen, verflie-



Plantschen auf dem Dach des Einkaufszentrum Vivo-Center.



Bild: Roger Stilz

gen traumhafte Bilder und Klänge schneller, als der Singapurere essen kann. Und das kann er.

Beschränkter Platz

Die Menschen essen hier den ganzen Tag. Und wer nicht isst, der baut. Jeder Meter wird genutzt und ich sehe ein, dass es keine Subkultur geben kann, wenn kein öffentlicher Raum da ist. In Little India blubbert, raucht und flutscht es. Da gibt es noch urbane Nischen und ich vergesse für kurze Zeit, wo ich bin. Unterschiedliche Gerüche, prachtvolle Farben. Auf einem niedlichen Platz finden sich 25 Männer vor einem Fernseher ein. Das Bedürfnis nach Bewegungsfreiheit ist da, der Platz dafür allerdings äusserst beschränkt.

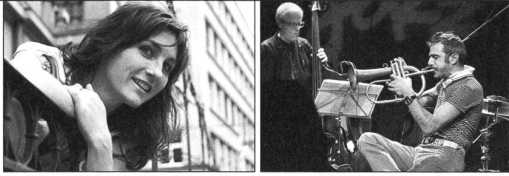
Und deshalb baut Singapur an. Es will nicht nur höher und schneller, sondern auch breiter werden. Dazu wird Erdmaterial von Nachbarstaaten und vom Meeresboden rangekarrt. Bis 2030 sollen so hundert Quadratkilometer Bauland geschaffen werden.

Überall wird gebaut und deshalb ist es kein Zufall, dass ansässige Künstler ihre Arbeiten über und für Singapur entwickeln. Der bildende Künstler Michael Lee Jong Whee baut Modelle von Gebäuden, die abgerissen werden. Er verrät, dass die Lebenszeit von Wohnblocks auf 99 Jahre beschränkt ist. Es ist also nicht nur der Bau, sondern auch der Abbruch geregelt. Wem die Stadt gehört? Nicht den Leuten, die Un-Orte und Raum zur Entfaltung suchen.

Aber: Die Stadtentwicklung informiert und stellt ihre Pläne transparent dar. Im Urban Redevelopment Authority kann jeder Besucher die Strategien für die kommenden Jahrzehnte begutachten und wird in den detaillierten Modellen auch sein eigenes Haus finden – beeindruckend. Der Konzept-Plan ist auf vierzig bis fünfzig Jahre hin ausgelegt und wird jeweils nach zehn Jahren angeglichen. Singapur tut, was es sagt.

Und gerade als mich diese fehlende Möglichkeit zur individuellen Entfaltung richtig zu stören beginnt, spaziere ich unter dem Dschungeldach, auf dem so genannten Treetop-Walk, auf dem so schön wie seit Jahren nicht mehr. Als ich im Anschluss meinen Hunger mit dem Verzehr einer fetten Black Pepper Crab stille, die Pfefferkörner unter den Fingernägeln hervorpule und auf die Skyline blicke, muss ich festhalten: Irgendwie machen diese Singapurere auch – trotz allem – vieles richtig.

ROGER STILZ, 33, wuchs in Tübach auf. Er studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie an den Universitäten Zürich, Genf und Hamburg. Seit sechs Jahren wohnt er in Hamburg und arbeitet als freier Journalist und Unternehmenstexter.



kulturverein



SCHLOSS WARTEGG

9404 Rorschacherberg

Reservation: Tel. 071/858 62 62 kultur@wartegg.ch

Sonntag, **31. Oktober**, 11.30 Uhr **Barbara Balzan & Paolo Fresù**
Barbara Balzan, voc, Paolo Fresù, tp/ flh, Gregor Müller, p, Attilio Zanchi, cb, Tony Renold, dr

Sonntag, **21. November**, 11 Uhr **«Yolante und Marie» Heinrich Heine**
Peter Schweiger spricht. und Dietmar Kirchner, Karoly Gaspar, Günter Wehinger vertonen

DIOGENES THEATER

CH-9450 ALTSTÄTTEN

www.diogenes-theater.ch

Samstag, 16. Oktober 2010, 20 Uhr
 Angela Buddecke

„Nächste Woche fang ich an“

Musikkabarett
 Ausserordentliche Texte und entsprechende Musik



Samstag, 23. Oktober 2010, 20 Uhr
 Gisela Widmer

„Zytlupe live 2“

Satirische Lesung
 Begleitet wird Gisela Widmer vom höchst unkonventionellen Schwyzerörgeler Marcel Oetiker.



Freitag, 29. Oktober 2010, 20 Uhr

Hitziger Appenzeller Chor mit Kapelle „EdelStee“

Eine mit fast allen Appenzeller Wässerlein gewaschene Rasselbande. Coach Martin O



Samstag, 30. Oktober 2010, 20 Uhr

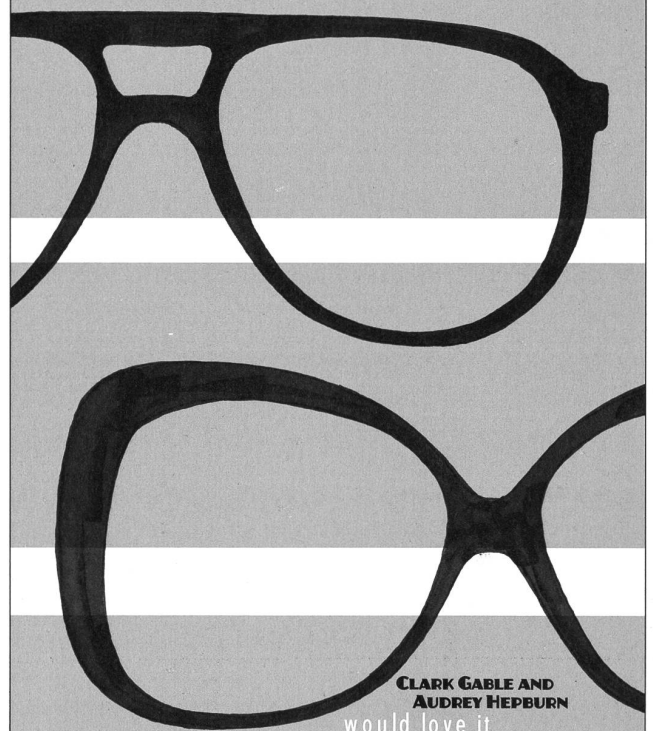
Teatro Zuffellato spielt „Musikbox“

Alessandro Zuffellato
 Energiegeladenes Solotheater zu zweit



Vorverkauf Boutique Gwundernase, Telefon 071 755 19 65

viegener optik
 vision care center | st. gallen



viegener optik | vision care center | schmidgasse 35 | 9001 st.gallen
 t.0800 82 11 44 | f.071 223 54 05 | info@viegener.ch | www.viegener.ch

www.appenze.kulturell.ch